

Deuschtümelei und Bankenkrach

Direktor Robert Meyer über die Kunst der Parodie, gestrige Politiker und seine Aversion gegen Silvester.

Die Presse: Herr Direktor, wie stehen Sie zu Wagner? Es fällt auf, dass Sie ihn gerne parodieren, erst mit dem „Tannhäuser in 80 Minuten“, jetzt mit den „Lustigen Nibelungen“...

Robert Meyer: Ich bin kein Wagner-Experte, aber das Genre Parodie reizt mich. Nestroy war ein Meister der Opernparodie, neben Tannhäuser hat er auch „Lohengrin“ und „Robert den Teuvel“ verulkt. Die „Lustigen Nibelungen“ sind aber vor allem eine Parodie auf das Nibelungenlied und den Patriotismus und Militarismus der Deutschen im Wilhelminischen Zeitalter.

Die „Lustigen Nibelungen“ parallel zur „Götterdämmerung“ in der Staatsoper – ist das eine humoristische Kampfansage?

Meyer: Nein, das wäre ja läppisch. Aber früher war es Brauch in Wien, Parodien parallel zu den parodierten Werken zu spielen, und daran knüpfen wir an. Das war ein Heidenspaß für den Zuschauer, der zuerst das Original und dann die Parodie sah. Und es funktioniert auch heute noch: An der Grazer Oper gibt man zur Zeit

„Tannhäuser“, und wir waren dort vor Kurzem mit Nestroys Parodie. Am meisten gelacht haben die Zuschauer, die vorher das Original gesehen hatten.

Sie haben schon zu Beginn ihres Direktoriums angekündigt, in dieser Saison einmal selbst Regie machen zu wollen. Warum haben Sie sich gerade für die „Nibelungen“ entschieden?

Meyer: Obwohl unser Haus vor allem für die Operette steht, haben wir dieses Werk nie gespielt. In seiner Zeit hat es dem Publikum sehr gut gefallen. Komisch, dass es verschwunden ist. Man kennt es herzlich wenig, im Gegensatz zum „Walzertraum“. Bei mir hat das Libretto das Interesse geweckt – ich wollte wissen, was mir dazu einfällt. Die Entscheidung war richtig: Wir sind jetzt seit vier Wochen mit den Proben am Werk, und ich bin glücklich.

Nationalismus und Imponiergehabe der Deutschen war bis 1945 ein höchst brisantes Thema, seither nicht mehr. Sind die „Nibelungen“ dadurch verjährt?

Meyer: Irrtum! Die Deuschtümelei lebt weiter. Vor drei Wochen ist jemand Dritter Nationalratspräsident geworden, der einer ganz besonders deutschtümelnden Burschenschaft angehört. Zur Uraufführungszeit war das Stück eine Provokation. Straus wollte es in Berlin uraufführen, traute sich dann aber nicht und wich nach Wien aus. In Graz lösten Burschenschaften bei einer Aufführung einen Tumult aus. Wir stellen uns dem Thema. Auch im Bühnenbild und den Kostümen, die „Art for Art“ produziert hat, wird es augenzwinkernd umgesetzt. Aber es geht auch um den Konkurs der „Rheinischen Bank“, von der es anfangs heißt, sie sei „so sicher wie Gold“. Das passt natürlich genau zur aktuellen Finanzkrise.

Was kann man sich musikalisch erwarten? Baut auch die Musik von Oscar Straus Brücken zu Wagner?

Meyer: Die Musik orientiert sich viel stärker an Offenbach. Aber es gibt Anspielungen auf Wagners Werke, die Wagnerianer heraushören werden. Teutonisch wird es durch die große Blechbläserbesetzung, die für eine Operette untypisch ist. Und wenn Siegfried und Kriemhild sich kennen- und lieben lernen, tun sie das mit einer wunderbaren Stabreim-Persiflage über „reichliche Rente“ und „brüllende Brunst“.

Sie kommen ja aus Bayern. Was war Ihr erstes Wiener Theatererlebnis?

Meyer: Das war in der Volksoper das Musical „Karussell“. Wenn mir damals mit 19 jemand gesagt hätte, dass ich einmal Chef dieses Hauses werde, hätte mich der Schlag getroffen. Später hab ich mir geschworen, nie Regisseur zu werden – und bin es geworden. Dann habe ich gesagt, ich mache keine Musiktheaterregie – und habe es gemacht. Auf keinen Fall wollte ich Theaterdirektor werden, und jetzt bin ich hier. James Bond hatte schon recht, man soll niemals nie sagen.

Was macht Ihre Oper zur „Volksoper“?

Meyer: Wir spielen jedes Werk in deutscher Sprache. Das war die ursprüngliche Idee: Das Volk soll es auch verstehen. Und wir sind das günstigste Haus, leistbar für jedermann. Kinder zahlen nur ein Viertel. Für Eltern ist es oft kaum möglich, mit mehreren Kindern in die Oper zu gehen. Bei uns geht das.

Im Jänner werden Sie mit Ernst Kreneks „Kehraus um St. Stephan“ dem Gesetzauftrag gerecht, in der Volksoper auch modernes Musiktheater zu bringen. Eine Pflichtübung?

Meyer: Eine Oper des 20. Jahrhunderts ist kein Publikumsmagnet. Wir werden die Produktion nur fünfmal zeigen, aber sie kostet uns gleich viel wie ein Stück, das wir 50-mal spielen. Also ist es rein wirtschaftlich gesehen nicht rentabel. Aber künstlerisch bin ich sehr froh, dass wir das machen können. Es ist ein geniales, aufregendes Werk. In Kreneks Libretto steckt sehr viel von Horvath, einem Dichter, dem man in Wien einfach nicht entkommt. „Kehraus um St. Stephan“ ist eine Gemeinschaftsproduktion mit den Bregenzer Festspielen. Mit Koproduktionen wollen wir auch künftig moderne Oper ins Programm bringen.

Wann können wir Robert Meyer wieder auf der Volksoper-Bühne erleben?

Meyer: Im Musical „Guys and Dolls“, das im März Premiere hat, trete ich in der schönen Rolle des Zockers Nathan Detroit auf. Und zu Silvester spiele ich gleich dreimal den „Frosch“ in der Fledermaus, am Nachmittag, am Abend und am 1. Jänner. Bin ich froh, dass ich nicht feiern muss – ich kann Silvester nämlich nicht ausstehen. Solange ich mich zurückerinnere, habe ich den Jahreswechsel auf der Bühne verbracht. Mir ist das sehr recht, und dem Publikum mach ich damit hoffentlich eine Freude. gau



Foto: Dimov



Der wilde Drache Volksoper hat so manchen Direktor abgeworfen – Robert Meyer aber weiß ihn zu reiten. Foto: Dimov